

Eine sinnlose Liebe

Autor(en): **Loos, Cécile Ines**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **9 (1933)**

Heft 44

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine sinnlose Liebe

Von Cécile Ines Loos

Die Sinnlosigkeit stand über seinem Kopf wie ein Wirbel auf gedrehtem Fuß. Und die Sinnlosigkeit über seinem Kopf blähte sich wie ein Tuch im Winde, schwankte hin und schwankte her und man wußte nicht, welchen Augenblick sie sich entladen konnte in der ganzen Gewalt. Diese Sinnlosigkeit über seinem Kopf hätten ihm Astrologen und Aerzte und vielleicht sogar Theologen voraussagen können. Sie hätten es ihm alle voraussagen können, aber es hätte nichts genutzt. Der Sinn der Sinnlosigkeit besteht darin, daß sie über alles siegt. Könnte die Vernunft darüber siegen, so wäre es auch keine Sinnlosigkeit. Aber über die Sinnlosigkeit kann, wie gesagt, nichts siegen, nicht einmal die Vernunft von Astrologen, Aerzten und Theologen: Sie bleibt bestehen.

Ferdinand Treu liebte dennoch die Polin Hedka Rowsky. Sein Vater war dagegen, seine Mutter, die Großmutter und das ganze Dorf. Am meisten aber war die kleine Finna Grau dagegen, die mit Ferdinand zusammen konfirmiert worden und zwei Jahre später als seine Braut galt. Finna war ein häusliches und liebliches

Mädchen, und dazu arglos wie ein kleiner Fisch. Eigentlich hätte sie Ferdinand die Freundschaft mit der eleganten Weltkame, wie sie Hedka Rowsky nannte, gerne gegönnt und beinahe begriff sie noch, daß er sie ihr vorzog. Beinahe. Finna war scheu und ging in ihrer kindlichen Unbefangenheit so weit, Hedka Rowsky offen zu bewundern und nachzuahmen, was darin bestand, daß Finna sich ein korallenrotes Tuch um den Hals legte, während Hedka stets ein gelb und schwarzes trug. Hedka Rowsky kniff die harten, schwarzen Augen unter dem Todesbogen ihrer starken Brauen zusammen und sagte, diese Farbe stünde Finna ausgezeichnet. Auf diese Weise blieben sie für längere Zeit Freundinnen, bis eines Tages der geliebte Ferdinand mit der Polin in eine Stadt auf und davonzog und seiner Braut nicht einmal mehr Lebewohl sagte.

In diesem Augenblick wehrte sich sogar Finna Grau. In ihrer Verzweiflung lief sie auf die Polizei, zum Präfecten, zu den Eltern des Verlobten, zu den Großeltern und klagte ihnen das geschehene Unrecht, ja, forderte sie auf,

ihr pflichtgemäß zu helfen, wieder zu ihrem rechtmäßigen Manne zu kommen. «Wir sind doch so gut wie verheiratet», sagte sie. Darin gaben ihr nun zwar alle recht, dennoch blieb der Verlobte verschwunden und kam nicht wieder. Finna wurde traurig und weinte den ganzen Winter über nächtelang. Als aber der Frühling wieder aus dem Kleedecker aufstieg, da traf sie den Müllerburschen Johann Berger, und nachdem dieser sie geküßt, wußte sie nicht mehr, wieso sie dem ungetreuen Liebhaber weiter nachweinen sollte, nachdem der treue sie gefunden. So konnte an Finna Grau die Sinnlosigkeit Ferdinands nichts anhaben.

Die Sinnlosigkeit war so geschehen: Eines Tages war Hedka Rowsky ins Dorf gekommen wie eine Wespe, die von einem Honigschälchen angezogen, sofort die Liebe wittert, die sie bloß einzuernsten, aber nicht zu erhalten braucht. Ferdinand Treu war liebesverwöhnt und Hedka brauchte ihn bloß von den Lippen der Vorgängerin wegzupflücken, ihn umhegen und für ihn zu sorgen brauchte sie nicht. Dies tat damals seine Verlobte, Finna, die für

OLIVENÖL als Hilfe!



Olivenöl gibt Palmolive ihre grüne Farbe . . .

Olivenöl bedeutet für die weibliche Schönheit den sichersten Schutz und die kostbarste Hilfe, die es je gegeben hat. Sie können von seinen Vorteilen Gebrauch machen, wenn Sie Palmolive-Seife benutzen. Jedes Stück enthält eine reichliche Menge Olivenöl. Darum empfehlen sie 20 000 Schönheitsspezialisten. Folgen Sie ihrem Rat.

Palmolive wird in der Schweiz hergestellt und stets in einer olivengrünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift „Palmolive“.

Nichts hat sich geändert, nur der Preis. Die gleiche Palmolive-Seife — die gleiche Menge Olivenöl — der gleiche kostbare Balsam . . .

Palmolive S. A., Zürich, Talstraße 15



Schweizer Fabrikat **Fr. 0.50**



Sänger!

Singen macht fröhlich — aber nur, wenn man gut bei Stimme ist. Darum halten Sie Ihre Stimme gesund und nehmen Sie bei Hitze und Kälte, auf windiger Straße, im veräucherten Zimmer, überall und immer — zwei bis drei Gaba in den Mund!
Der kluge Sänger Gaba wählt, damit ihn nie ein Husten quält.

Wicklichen Genuß bieten

10 Cts.

Halbwiler Forellen

Cigarrenfabrik
M. G. BAUR
BEINWIL A./SEE
GEGR. 1860

Haare waschen - aber wie?

Wenn Sie sich Ihre Haare selbst waschen, dann nehmen Sie unsern Shampoo, der sie luftig und fein macht. Hawaii-Shampoo ist Schweizer Produkt!

Flasche Fr. 2.—

IHR SHAMPOON HEISST Hawaii

ihn häkelte und strickte und nähte, um ihn schön zu sehen. Auch was alle seine heimlichen Sorgen anbetraf mit Eltern und Geschwistern, trug sie treulich mit und war auch im Familienhause im Begriffe arglose Güte zu verbreiten. Hedka dagegen flog, wie gesagt, wie eine Wespe mit ihm umher und sagte in ihrem fremdländischen Akzent: «Deine Vater ist eine komische Mann, deine Braut ist dumm und du sein die Schönste.» Dieses gefiel Ferdinand Treu über alle Maßen. Solche geistreichen Reden hatte er noch nirgends gehört und so summte er einstweilen begeistert umher mit seiner Wespe.

In Tat und Wahrheit gefiel diese Polin niemand. Sie nannten sie ihm Dorf verrückt. Sie ging in die Fabrik und trug Kleider von extravaganter Mode. Die schwarzen Haare hatte sie tief ins Gesicht gebürstet, daß nur noch zwei blitzende Augen unter starkgezeichneten Brauen hervorsahen, eine etwas breite Nase und schmale, rotgefärbte Lippen. Da Hedka Rowsky meist schwarz und gelb gekleidet ging, nannten sie die Leute: Die Wespe. Sie konnte einem Menschen mit vielen und unzähligen Redensarten um den Kopf summen, und plötzlich erstach sie ihn mit einem einzigen giftigen Wort. Der Vorteil dieser wespentartigen Handlung war der, daß es lange dauerte, bis man wußte, wo hinaus sie eigentlich zielte, ja, daß man aus allem das einzige und verletzende Wort nicht einmal gleich erfaßte, sondern erst, nachdem sie gegangen, eine elende Stelle im Herzen fühlte, die wehtat. Ihre Kunstgriffe offenbarte sie nur im Vertrauen, sie hatten nur für den gerade Bevorzugten einen Sinn der Annehmlichkeit, während der Betroffene selbst durch den nachfolgenden Redeschwall betäubt, noch nicht wußte, was sich eigentlich abgespielt hatte. Er merkte es dann erst an den Folgen.

Hedka Rowsky war geschickt. Der betreffende Liebhaber fühlte sich geschmeichelt, zu den auserkorenen Lieblichen dieser geistreichen Dame zu gehören und ihrer sogenannten Kunstgriffe teilhaftig zu werden. Doch wahrte seine Konjunktur nur so lange, als bis auch er einem noch interessanteren Fall mit demselben Kunstgriff wieder geopfert wurde. In Gegenwart des andern wurde auch er mit listigen Worten umsummt und plötzlich zu Tode getroffen. Dies war die interessante Kunst, die Hedka verstand. Der so Geopferte krümmte sich dann in der Verzweiflung, strengte sich an, die Liebe zurückzugewinnen, die ihm Hedkas rote Lippen schönere versagten und schrie zuletzt: Tod komm zu mir! — Tod, Tod... Hedka Rowsky spielte mit Geläufigkeit auf den Instrumenten der Eifersucht. Wehe dem, der ihr verfiel.

Der Vater hatte ihm von Anfang an gesagt, diese Liebe sei sinnlos, und auch der Pfarrer hatte es ihm gesagt, der ihn konfirmierte. Ferdinand war ein bescheidener Junge gewesen. Bescheiden und arbeitsam. Am Morgen stand er früh auf und hantierte im Stall. Er piff ein Liedchen, striegelte die Kühe und war zufrieden mit sich selber. Er konnte eine Unmenge von Arbeit verrichten und ersetzte dem Vater zwei Knechte. Am Abend hatte er gern seine Ruhe. Zuweilen saß er am Tisch und plauderte ein wenig mit der Mutter. Er liebte das. Er erzählte ihr all seine kleinen Erlebnisse des Tages. Aber am Sonntag wollte er feiern. Er ging mit seiner Verlobten ins Dorf hinunter und betrank sich meist bei dieser Gelegenheit. Nachdem er aber die «Wespe» ins Haus gebracht, und an einem gewöhnlichen Werktag erklärte: Heute arbeite er nicht, da schlug der Vater mit der Faust auf den Tisch und sagte: «Dieses Weib will ich nicht hier sehen. Ich begehre kein fremdes Fabrikpack auf meinem ehrlichen Hof. Wenn du es nicht verstanden hast, so kannst du gehn.» Die Mutter stand auf der Türschwelle und schaute zum Sohn hinüber. Mit der Hand schabte sie ein wenig an ihrem braunen Arm. «Eia, so sei doch nicht so störrisch, Ferdinand», sagte sie.

Er wurde nun unverschämte und frech. Schob den Hut in den Nacken und redete tagelang kein Wort mehr mit dem Vater. Er kam und ging von seiner Arbeit, wie es ihm paßte. Die Mutter sagte: «Es ist sinnlos, was du tust.» Hedka Rowsky dagegen hatte ganz andere Pläne, als auf diesem läppischen Bauernhof eine Rolle zu spielen. «Dir», sagte sie zu Ferdinand, «mir will haben eine Wohnung in der Stadt mit viele Fenster.» Sie lachte ihn an. Er hielt sie auf den Knien und küßte sie. Das gefärbte Rot ihrer Lippen blieb an seinem Munde kleben. Er leckte es ab wie Blut. Es schmeckte süßlich bitter. Aber ihre Augen durchstachen die seinen wie zwei brennende Pfeile. «Dir, mir muß haben eine Wohnung in der Stadt.» Er ging fort von zu Hause. Er hatte ein schlechtes Gewissen, aber er ging. Er mußte dort sein, wo Hedka war.

Er suchte eine Stellung. Die Stadt gefiel ihm nicht. Wenn er am Morgen erwachte, wußte er nicht, wieso er nicht im Stalle war und Kühe striegelte. Er hätte gern mit der Mutter gesprochen über sein Leben, aber sie hätte dann seiner Meinung sein sollen wie früher. Er sah sie förmlich vor sich, wie sie am braunen Arm schabte und etwas plauderte, nie viel Neues, als daß sie bestätigte, was er erzählte. Eben dieses fehlte ihm jetzt. Zuweilen, fast nur wie durch einen Nebel sah er Finna. Sie saß vor

dem Hause auf der Bank zwischen Geranien und ein Kind spielte zu ihren Füßen. Das Kind gehörte dann ihnen beiden. Er wußte nicht, weshalb er eigentlich nicht bei Finna war. Das Kind lachte, hatte ein rosa Röckchen und drollige, dicke Füße. Fast hätte er es beim Namen rufen können. Weshalb war er bloß mit Hedka weggegangen? Er hatte einen großen Zorn gegen sie. Er drehte sich zur Wand. Hedka faßte sein Kinn. «Dir sein eine kleine komische Jung», sagte sie. Ihr Mund war breit und häßlich. Mein Gott, er liebte sie einfach. Er hätte den ganzen Hof abbrennen sehen können, er wäre doch bei Hedka geblieben.

Aber dann kam ein anderer an die Reihe. Es wohnte in der Nähe ein Coiffeurhilfe, der in seinem weißen Kittel manchmal vor der Türe stand und nach dem kleinen Stadtbalköndchen hinaufschaute, auf dem Hedka mit hohen Lackstiefeln hin und herspazierte und aussah, als würde sie Wäsche aufhängen. Sie tat es aber nicht. Sie tat nichts. Trug nur ein und dasselbe Stück hin und her und freute sich über den Coiffeurhilfen. Eines Abends gingen sie zusammen aus: Ferdinand, der Coiffeurhilfe und Hedka. Wieso dieser Coiffeurhilfe eigentlich mitkam, wußte Ferdinand nicht. Aber er war nun da. Sie setzten sich an einen Tisch in einem kleinen Restaurant. Hedka war städtisch und auffallend gekleidet. Sie sagte zu Ferdinand: «Dir sei eine schöne Jung, aber Garki — damit meinte sie den Coiffeurhilfen — sei eine Stadt-

jung. Wir alle trinke viel. Wir alle sei lusti.» Der Coiffeur rückte näher und Ferdinand war verärgert. Er wußte nicht recht weshalb. Er schenkte dem Coiffeur ein und goß daneben. Garki schob Hedka eine Brezel quer in den Mund. Sie lachte. «Dir sei noch viel dumm und klein», sagte sie zu dem Coiffeur und gab ihm einen Klaps auf die Nase. Der Coiffeur wußte nicht, was das bedeutete, aber er war froh. Ferdinand haßte Hedka an diesem Abend. Er grüßte den Coiffeurhilfen nicht mehr.

Eines Tages, wie Ferdinand nach Hause kam, kauerte Hedka am Boden neben dem ungemachten Bett und suchte etwas in einer Truhe, die sie mitgebracht. Ferdinand kam sie plötzlich vor wie ein böses Tier, ein Skorpion, ein Insekt oder sonst etwas Führtierliches. Ein Tier mit Flügeln. Aber sie lachte ihn an aus der schwarzen Haarfülle und ihr Mund schimmerte rot.

«Liebst du dein kleiner Mädchen auf die Hof immer noch?» sagte sie lauernd.

Ferdinand Treu stürzte zu ihr und riß sie aufs Bett. Sein Blick war hart und weh. «Wenn du einen andern liebst», sagte er, «so möchte ich dich lieber tot sehen.» — «Sterbe mit mir», sagt sie lachend. «Mach Spaß, komische Jung!» Sie zog ihn an sich und drückte ihm hinter dem Rücken etwas in die Hand mit einem festen Griff. Ferdinand Treu wird es plötzlich eiskalt. Aber es ist nun so. Ja, das hat er auch gewollt. «Dann stirb eben mit mir», sagt auch er. Er beugt sich über sie, und ihre Augen sind ganz gleißend und rund wie bei einem Insekt. Es scheint ihm, als ginge jemand durchs Zimmer und schabte ein wenig am Arm. Es ist die Mutter und sie sagt: «Nein, nein, wie sinnlos», wie wenn sie etwa so vor sich her plauderte. Ferdinand schaut sich um. Er beißt die Zähne zusammen. «Nein, es hat keinen Sinn», sagt er ganz wütend. «Aber dennoch mußt du sterben, und ich sterbe auch. Tod, Tod, Tod», schreit er. Plötzlich schießt er auf sie. Wütend, mit zusammengebissenen Zähnen. Er trifft sie. Sie ist tot. Die Augen gleißeln noch wie bei einem Insekt.

Dann zielt er auf sich. Zielt an die Schläfe. Vorbei an der Schläfe. Er fühlt, wie er rückwärts vom Bett herunterfällt. Merkwürdig, daß er das fühlt. Aber dann ist es dunkel. Jetzt ist er tot, und es ist nichts mehr zu machen. Er liegt lange dort. Er ist tot. Plötzlich aus dem Dunkel heraus weckt ihn jemand. Schiebt einen Arm unter sein Kreuz. Eine Hand unters Genick. Er ist erstaunt, daß er es fühlt im Tod. Aber es ist immer noch dunkel. Er öffnet die Augen nicht. Nein, einfach nicht, dann können sie ihn auch nicht finden. Wenn man schon einmal tot ist, will man auch tot sein. Zu was ist man sonst gestorben.

Er ist froh, daß er tot ist. Aber er wird gehoben und getragen. Etwas Warmes, Süßes fließt über seine Lippen. Er schluckt es. Merkwürdig, er schluckt es im Tod. Aber er öffnet die Augen nicht. Er liegt ganz steif da. Sie fahren mit ihm fort und plötzlich kommen wahnsinnige Schmerzen auf. In seinem Kopf namenlose Schmerzen. Mein Gott, Schmerzen im Tod. Und er schreit: «Ich will nicht sterben, so wartet doch. Meint ihr, ich will sterben vor Schmerz?» — Dann wird es wieder still. Etwas Merkwürdiges gleitet ihm durch seinen Körper. Nimmt seine zuckenden Nerven auf, hüllt sie ein wie in feine Gaze und legt sie alle schön nebeneinander. Dann schläft er ein. O, es ist nicht der Tod. Es ist das Leben. Einmal macht er schnell die Augen auf, aber es ist schön dunkel. Nun sieht er es, daß es dunkel ist. Sie haben die Linke ausgedreht, damit er gut schlafen kann. Es ist ganz wunderbar. Er schläft.

Jemand sitzt an seinem Bett, und er hört das Schaben der Hände über der rauhen Haut. «Mutter?» — «Ja», sagt sie. «Ich bin da!» Aber es bleibt immer gleich dunkel. «Ja», sagt sie, «haben sie dich gefunden und die verrückte Person ist jetzt tot. Du hast sie erschossen und dich auch. Aber du hast bei dir daneben getroffen. Du bist nicht tot, du bist bloß blind.» Sie erzählt es so weiter, wie sie sonst plaudert. «Ich bin blind», sagt der Sohn. Die Tränen fallen hinunter auf die braunen Arme der Mutter. «Das kann doch nicht sein», schluchzt er. — «Du kommst einfach nach Hause», sagt tröstlich die Mutter.

Aber es kommt ein Wagen. Er wird vor Gericht geführt, denn er ist des Mordes angeklagt. Er trägt eine Binde über den Augen. Jemand hält ihn am Aermel. Er denkt, es sei der Vater, aber er sagt nichts. Still wie ein Tier geht er dorthin, wo man ihn haben will. Nun kann er sich halten. Wahrscheinlich ist es eine Banklehne. Leute fragen ihn mit lauter, klarer Stimme, warum er das getan habe. Er sieht ein Kind vorübergehen in einem kurzen rosa Röckchen und drolligen, bloßen Füßen. Er möchte ihm rufen, daß es ihn rettet. Das Kind heißt Finna. Aber er getraut sich nicht recht. Das Kind ist weit weg. Die Leute reden immer von einer Polin, Hedka Rowsky. Aber die geht ihn doch gar nichts an. Sie ist ja tot. Gottlob hat sie jemand getötet. «Antworten Sie auf meine Frage», wiederholt der Richter. Ferdinand Treu steht da mit der Binde um den Kopf. Er streckt die Hände hilflos ins Leere.

«Wieso habe ich sie denn geliebt?» sagt er kläglich.



Grabmal einer jungen Frau auf dem Gräberfeld in Skutari, Kleinasien.

**Das ist es, was meine Seele
nicht auszudenken wagt:
daß einmal nach deinem Namen
kein Staubgeborener fragt.**

**Daß du nicht unbeweint ruhest,
grub ich die Träne in Stein.
Siehe, der Himmel füllt gnädig
Regen und Tau hinein.**

**Das Zeichen auf deinem Grabe,
das bleibt viel länger jung,
als die beweglichste Klage
und die Erinnerung.**

Josias.

«Miggeli» weiß, wo es sich mollig liegt -
auf der **Schafroth-Woldecke!**

Ehe sich's die Hausfrau versieht, hat es sich der Liebling des Hauses darauf bequem gemacht - Möchten Sie solch wunderbar weiche, mollige Kamelhaardecken Ihr Eigen nennen? Ohne Kaufzwang zeigt man Ihnen gerne in jedem einschlägigen Geschäft unsere Qualitätsfabrikate mit dem



Siegel «Rotes Schaf»



SCHAUFROTH & CIE A.-G., BURGDORF



MD

Lindt **Chocolade**

Rassig, braun und süß und fein
wie dies kleine Negerlein

Zum Anbeißen



Rauchen verboten!

aber mit der ächten
Blauband **Brissago**
ist's hart.



ALTHAUS



Gütermann Nähseiden A.-G., Zürich
Fabrikation **Buochs** (Nidwalden)